

Lotte Rose
Michael May (Hrsg.)

Mehr Männer in die Soziale Arbeit!?

Kontroversen,
Konflikte
und Konkurrenzen



Geschlechterforschung für die Praxis

herausgegeben vom

gemeinsamen Gender- und
Frauenforschungszentrums
der Hessischen Hochschulen (gFFZ)

Band 1

Lotte Rose
Michael May (Hrsg.)

Mehr Männer in die Soziale Arbeit!?

Kontroversen, Konflikte und
Konkurrenzen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2014

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2014 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-0057-8 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-0315-9 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Lektorat: Ulrike Weingärtner, Gründau

Inhaltsverzeichnis

Michael May / Lotte Rose

Einleitung:

Warum ein Buch zum Thema ‚Mehr Männer in die Soziale Arbeit!?‘ 9

Diskursanalytische und -kritische Perspektiven

Susann Fegter

Von anwesenden Frauen und abwesenden Männern.
Zur Entstehung der Forderung nach ‚mehr Männern‘ im Sozial- und Bildungswesen..... 17

Lotte Rose

Kinder brauchen Männer! Zur Vergeschlechtlichung von
Qualitätsentwicklungsfragen in der Elementarpädagogik..... 29

Kim-Patrick Sabla

Qualifiziert qua Geschlecht? Wer warum mit wem arbeitet 47

Caterina Rohde

Gibt es ‚Au-pair-Jungen‘? Männer in der Kinderbetreuung eines
Au-pair-Arbeitsverhältnisses 59

Michael May

Hegemoniale Männlichkeit und Soziale Arbeit:
Eine herrschafts- und differenzanalytische Betrachtung der Forderung
nach mehr Männern in die Soziale Arbeit..... 73

Barbara Thiessen

Die Männerfrage in der Sozialen Arbeit – Ein Kommentar..... 91

Professionspolitische Perspektiven

Christoph Kimmerle

Warum von Versuchen zur Erhöhung des Männeranteils ohne eine weitere Professionalisierung sozialer und pädagogischer Berufe abzuraten ist 101

Julia Lepperhoff

Männer in sozialen Berufen: Arbeitsmarkt-, professions- und gleichstellungspolitische Dimensionen eines Trends..... 119

Yvonne Haffner

Männer in der Sozialen Arbeit. Anforderungen an die Fachkultur 135

Empirie zu Männern im Studium Sozialer Arbeit

Maika Böhm / Jürgen Budde

Soziale Arbeit: Ein attraktiver Beruf für männliche Jugendliche?! 151

Petra Ganß

Männer im Studium der Sozialen Arbeit:
„Man hat irgendwie immer so‘ nen Männerbonus“ 163

Angelika Henschel / Andreas Eylert-Schwarz

„Ich wollte und will lernen“ – Anerkennung beruflicher Kompetenzen und Weiterqualifikationsmöglichkeiten in der Sozialen Arbeit. Ein Beitrag zum Abbau von Geschlechterungleichheit und zur Professionalisierung? 179

Renate Kosuch / Tim Fehrenbach

Selbstentwürfe von Sozialarbeitsstudenten:
Männlichkeitsinszenierungen – Ambivalenzen –
Veränderungspotentiale 195

<i>Gabriella Schmid</i>	
Männer als Potential für eine geschlechtergerechte(re) Praxis der Sozialen Arbeit?	
Ein Projekt des Fachbereichs Soziale Arbeit an der Fachhochschule St. Gallen in der Schweiz.....	213

<i>Lisa-Marie Klinger</i>	
Sag mir, wo die Mädchen sind – über den Einstieg in den Wissenschaftsbetrieb der Sozialen Arbeit.....	229

Empirie zu Männern im Beruf der Sozialen Arbeit

<i>Hanne Isabell Schaffer</i>	
Soziale Arbeit als Gender Battlefield?	
Männliche Selbstbehauptungsstrategien in einem Frauenstudium bzw. Frauenberuf	247

<i>Marc Schulz</i>	
Professionelle Männlichkeit für Kinder.	
Kritische Reflexionen eines Ethnografen im Feld des Kindergartens.....	275

<i>Michael Cremers / Jens Krabel</i>	
Männer in Kitas – Im Spannungsfeld zwischen Gender, ‚patriarchaler Dividende‘ und ‚untergeordneter Männlichkeit‘	293

Angaben zu den Autorinnen und Autoren.....	315
--	-----

Einleitung: Warum ein Buch zum Thema ,Mehr Männer in die Soziale Arbeit!?'

Michael May / Lotte Rose

In sozialen Berufsfeldern sind deutlich mehr Frauen als Männer tätig. Dies gilt für die Vergangenheit, aber auch für die aktuelle Situation. Die Arbeitsmarktberichterstattung der Bundesagentur für Arbeit unterscheidet diesbezüglich in ihren Zählungen die Berufsfelder ‚Erziehung und Unterricht‘, sowie ‚Gesundheit und Soziales‘. Im Juni 2011 waren im Berufsfeld ‚Erziehung und Unterricht‘ – das angefangen von Kindergarten und Vorschule, den gesamten Bereich allgemeinbildender und weiterführender Schulen, bis hin zu Fahr-, Flug-, Musik- und Kunstschulen umfasst – 32% Männer sozialversicherungspflichtig beschäftigt. Im Berufsfeld ‚Gesundheit und Soziales‘, in dem die Sozialen Dienste knapp 1/3 der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungen ausmachen, waren hingegen nur 20% Männer berufstätig (vgl. BA 2012: 14). So besehen wäre der Komplex ‚Gesundheit und Soziales‘ mit 80% weiblichen Beschäftigten als ein Sektor typischer ‚Frauenberufe‘ zu bezeichnen. Das betrifft vor allem den gesamten Bereich der Pflege, aber auch viele Soziale Dienste.

Interessant im Hinblick auf Geschlechterverhältnisse ist in diesem Zusammenhang die Verteilung von Teilzeitarbeitsplätzen. Sind im Bereich ‚Erziehung und Unterricht‘ nur 9% Männer teilzeitbeschäftigt, sinkt deren Anzahl an den Gesamtbeschäftigten im Bereich ‚Gesundheit und Soziales‘ auf 4%, während der Anteil teilzeitbeschäftigter Frauen an den Gesamtbeschäftigten in beiden Bereichen jeweils 34% beträgt (vgl. ebd.). Dass damit knapp 90% der Teilzeitarbeitsplätze im ‚Sozial- und Gesundheitssektor‘ von Frauen besetzt sind, lässt nicht nur auf entsprechend spiegelverkehrte geschlechtliche Arbeitsteilungen im Bereich unbezahlter häuslicher Reproduktionsarbeit schließen. Diese Zahl verweist zugleich auf die unterschiedlichen Statuspositionen von Frauen und Männern in diesem Feld. Insgesamt sind diese Zahlen damit ein Hinweis nicht nur auf eine deutliche geschlechtsspezifische, sondern zugleich auch geschlechtshierarchische Arbeitsteilung. So genießen bis auf den Bereich frühkindlicher und vorschulischer Bildung Berufe im Bereich ‚Erziehung und Unterricht‘ in unserer Gesellschaft einen höheren Status als solche in der Sozialen Arbeit und werden deshalb im Vergleich auch deutlich besser bezahlt, weshalb an einer Beschäftigung in sozialen Berufsfeldern interessierte Männer sich eher für eine Unterrichtstätigkeit vor allem an weiterführenden Schulen entscheiden.

Bezüglich der Sozialen Arbeit im engeren Sinne erweist sich ein Blick auf die horizontalen und vertikalen Segregationen der Geschlechter ebenfalls als äußerst aufschlussreich. Die vertikale Segregation spiegelt sich in den von Männern überdurchschnittlich eingenommenen Führungspositionen. So sind nach Berechnungen von Züchner/Closs (2012: 948) auf Basis von Zahlen des statistischen Bundesamtes von 2006/2007 in der Kinder- und Jugendhilfe nur 49% der Frauen mit Leitung und Geschäftsführungsaufgaben betraut. Das erscheint allein dann als eine gar nicht mal geringe Anzahl, wenn der insgesamt niedrige Beschäftigungsgrad von Männern in der Sozialen Arbeit nicht mit berücksichtigt wird. Auf den ersten Blick noch beeindruckender erscheint in dieser Hinsicht die zu 94,1% von Frauen wahrgenommene Leitung von Kindertageseinrichtungen (ebd.). Da dort aber nur insgesamt 3,2% Männer arbeiten, ist auch dort die Chance eines Mannes, eine Einrichtungsleitung zu übernehmen – ebenso wie in den anderen Feldern Sozialer Arbeit – doppelt so hoch wie die von Frauen. Bei Leitungen von Ämtern und größeren Einrichtungen oder Abteilungen, verringert sich die Anzahl weiblicher Amtsinhaberinnen noch einmal deutlich: „Frauen verbleiben auf unteren Hierarchieebenen oder sind Stellvertreterinnen“ (Hasenjürgen 2002: 137). Entsprechend groß ist auch der Verdienstabstand zwischen Männern und Frauen im ‚Gesundheits- und Sozialwesen‘. Nach Berechnungen des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts (WSI) auf Basis von Daten des Statistischen Bundesamtes von 2010 verdienen dort Männer fast 1/3 mehr als Frauen (vgl. IG-Metall 2013: 29, siehe auch den Beitrag von Haffner in diesem Band).

Mit Blick auf die horizontale Ebene sind nach Berechnungen von Züchner/Closs 68,4% der Frauen in der Kinder- und Jugendhilfe „überwiegend in direkte[r] Interaktionsarbeit“ (2012: 948) beschäftigt. Frauen besetzen so „eher klientennähere, Männer eher -fernere, z.B. organisatorische Bereiche; Frauen bevorzugen das Arbeitsfeld ‚Kinder-Jugend-Familie‘, Männer arbeiten typischerweise im Strafvollzug und in der Bewährungshilfe, neuerdings vermehrt in der Psychiatrie“ (Hasenjürgen 2002: 137). So zeigen sich auch bei der Differenzierung der geschlechtsspezifischen Anteile in verschiedenen Arbeitsbereichen der Kinder- und Jugendhilfe enorme Verwerfungen. Petra Ganß (2011) liefert auf der Grundlage der Statistik der Kinder- und Jugendhilfe 2006 eine Übersicht zu den Bereichen mit den höchsten und niedrigsten Männeranteilen:

- Jugendverbandsarbeit: 49%
- Jugendhilfeplanung: 43%
- Jugendgerichtshilfe: 42%
- ASD/Förderung der Erziehung in der Familie: 23%
- Sozialpädagogische Familienhilfe: 19%
- Adoptionsvermittlung: 16%
- Familienhilfe/Pflegekinderwesen: 15%

Die zahlenmäßigen Ungleichverteilungen zwischen Frauen und Männern zeigen sich in ähnlicher Weise in den vorgelagerten Qualifikationsinstitutionen, die auf verschiedenen Niveaus an Fachschulen, Fachhochschulen und Universitäten für die Soziale Arbeit berufspraktisch und wissenschaftlich ausbilden. Auch hier überwiegen quantitativ Frauen. Die entsprechenden Studiengänge stellen somit regelrechte ‚Frauenstudiengänge‘ dar.

Im Wintersemester 2011/12 waren insgesamt 1.255.372 männliche Studierende an deutschen Hochschulen eingeschrieben. Ihr Anteil an allen Studierenden betrug 52,73%. Beim differenzierten Blick auf die einzelnen Studienfächer verschieben sich die quantitativen Geschlechterverhältnisse jedoch eklatant.

Table: Anteil männlicher Studierender in ausgewählten Fächern/Fachrichtungen WiSe 2011/2012

Studienfach	Anteil männlicher Studenten
Humanmedizin (ohne Zahnmedizin)	39 %
Biologie	36 %
Gesundheitswissenschaften/-management	36 %
Pharmazie	30 %
Pflegewissenschaften/-management	29 %
Psychologie	24 %
Sozialwesen	24 %
Germanistik	24 %
Erziehungswissenschaften (Pädagogik)	22 %
Sonderpädagogik	17 %
Veterinärmedizin	16 %
Ernährungs- und Haushaltswissenschaften	15 %
Grundschul-/Primarstufenpädagogik	14 %

Quelle: Mehr Männer für das Studium der Sozialen Arbeit 2013: 81

Die Tabelle zeigt, dass eine Reihe von Studienfächern von Frauen favorisiert, während sie von Männern eher gemieden wird. Hierzu gehören die Komplexe ‚Medizin/Gesundheit/Pflege‘ und ‚Pädagogik/Sozialwesen‘, aber auch Biologie, Psychologie, Germanistik und Ernährungs- und Haushaltswissenschaften. Während im Sozialwesen noch fast jeder vierte Student männlich ist, sinkt der Anteil im Bereich Grundschul-/Primarpädagogik ein weiteres Mal.

An diesen geschlechtsspezifischen Segregationsprozessen ändern erstaunlicher- oder besser: bezeichnenderweise auch die gesellschaftlichen Öffnungen der Geschlechternormen, die vielfach empirisch nachweisbar sind, keineswegs etwas. Ganz im Gegenteil geht die Schere zwischen den Geschlechtern in manchen Fächern immer weiter auf. Zudem lässt sich für das Feld der Sozialen Arbeit nachweisen, dass der Anteil studierender Männer im Bundesdurchschnitt kontinuierlich abnimmt. Vom Wintersemester 1992/93 bis Wintersemester 2011/12 sanken die Zahlen der männlichen Studenten im Sozialwesen, der Sozialen Arbeit und der Sozialpädagogik, die zu Beginn

noch die 30%-Marke und mehr erreichten, allesamt unter die 25%-Marke und tiefer (Mehr Männer für das Studium der Sozialen Arbeit 2013: 83f.).

Interessant ist in diesem Kontext, dass sich beim wissenschaftlichen Personal der entsprechenden Hochschulen ein anderer Trend abzeichnet. Hier kommt es zu einer sukzessiven Umkehrung der zahlenmäßigen Geschlechterverhältnisse. Während 1997 in der Fachrichtung Sozialwesen 944 männliche Personen und 522 weibliche Personen hauptberuflich beschäftigt waren, sind es im Jahr 2011 dagegen 882 männliche und 1.118 weibliche Personen (Statistisches Bundesamt 2013). Aus einem klaren männlichen Übergewicht ist also ein leichtes weibliches geworden.

Allerdings sind auch hier auf vertikaler Ebene nach wie vor bedeutsame Schief lagen zu konstatieren. So beträgt nach einer Studie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (vgl. Keil/Pasternack/Thielemann 2012: 45) im Bereich frühkindlicher Bildung der Anteil männlicher Studierender nur 8%. Der Männeranteil unter den wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen im Bereich frühkindlicher Bildung an den Pädagogischen Hochschulen und Universitäten ist mit 21,5% aber fast dreimal so hoch, der Anteil der Professoren mit 33% dort mehr als viermal, an Berufsakademien und Fachhochschulen mit 44% sogar mehr als fünfmal so hoch. Interessant ist, dass die Bewerbungen von Männern auf Professuren frühkindlicher Bildung an Berufsakademien und Fachhochschulen mit 43% um ein Prozent geringer sind als die späteren Stellenbesetzungen, sodass auch in den Berufungsverfahren Männer eine – wenngleich leichte – Privilegierung zu erfahren scheinen.

Dass Soziale Arbeit überwiegend von Frauen geleistet wird, war lange relativ selbstverständlich und nicht weiter thematisierungs- und erklärungsbedürftig. Zwar gab es immer wieder kritische Beiträge dazu (vgl. z.B. May 2002; 2004), ein umfassender gesellschaftlicher Diskurs dazu formierte sich jedoch nicht. Geschlechterfragen in der Sozialen Arbeit konzentrierten sich vor allem auf die Ebene der Zielgruppen – ihre geschlechtsspezifischen Lebenswelten, Belastungen, Benachteiligungen und Hilfebedarfe wie auch geschlechtsspezifisch adäquate Hilfskonzepte und Praxismethoden. Die Ebene des Personals und der Profession stand eher im Hintergrund.

Hier zeigen sich nun seit einiger Zeit energische Umbrüche. Vor allem für den Bereich der frühkindlichen Betreuung und Bildung in Kita und Grundschule wird aktuell intensiv problematisiert, dass hier kaum männliche Fachkräfte tätig sind – und dies nicht allein in den entsprechenden Fachszenarien, sondern ganz massiv im öffentlich-medialen Raum. Das, was lange selbstverständlich war, wird nun als veränderungsbedürftig verhandelt. Kinder sollen im Prozess des Aufwachsens nicht nur von Frauen professionell begleitet werden, sondern ebenso von Männern. Kampagnen zur Erhöhung der Zahl männlicher Erzieher und Pädagogen erhalten von höchster politischer Ebene Unterstützung.

Zeitgleich geraten männliche Erzieher und Pädagogen in einer historisch noch nicht dagewesen Weise massiv unter Verdacht als Missbraucher und Gewalttäter. Ausgelöst wurde dies durch die Meldungen zu den Vorfällen sexueller Übergriffe in Kirchen und Schulen im Frühjahr 2010, die eine ungeheure öffentliche Resonanz und eine lang anhaltende Debatte auslösten. Im selben Jahr brachte Familienministerin Kristina Schröder auch das Modellprogramm „Mehr Männer in Kitas“ auf den Weg, dessen Ziel es ist, mehr Männer für die Arbeit mit Kindern zu rekrutieren – eine in gewisser Weise paradoxe Situation.

Zeitgleich hat sich ein weiteres Ereignis vollzogen, das kaum folgenlos für die Präsenz von männlichen Fachkräften in der Sozialen Arbeit bleibt: Der Wegfall des Zivildienstes. Für viele junge Männer waren schließlich die Erfahrungen dieser Zeit ein Motiv, sich für eine Berufstätigkeit in der Sozialen Arbeit zu entscheiden. Die Debatte um quantitativ – und qualitativ – ausgeglichene Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit bewegt sich also in einem widersprüchlichen Feld.

Bei der aktuellen Debatte um mehr Männer in Erziehung, Bildung und Sozialer Arbeit fällt die große Einmütigkeit auf. Es ist Konsens, dass es gut ist, wenn mehr Männer in der Sozialen Arbeit tätig sind. Wer dafür plädiert, kann sich des allgemeinen Beifalls sicher sein. Einwände, kritische Einwürfe, Kontroversen fehlen. Diese Einmütigkeit muss dennoch viele Fragen aufwerfen:

Dass Männer in der Sozialen Arbeit unterrepräsentiert sind, ist schließlich kein neues Phänomen. Warum wird dies jedoch gerade zum jetzigen Zeitpunkt zum so erfolgreichen, anerkannten Reformthema? Welche gesellschaftlichen Entwicklungen haben es nach ‚oben gespült‘, welche politischen Interessenkonstellationen profitieren davon?

Zu fragen ist auch, warum man sich so sehr auf die Männerförderung in Erziehung und Bildung kapriziert, obwohl es doch auch andere Einsatzfelder der Sozialen Arbeit, auch der Pflege gibt, in denen vor allem Frauen beschäftigt sind? Zu denken ist hier beispielsweise an die Familienhilfe, den ASD, die Beratung oder die Altenarbeit. Genau genommen haben wir es derzeit nur mit der thematischen Konjunktur der ‚Männer im Erziehungs- und Bildungswesen‘ zu tun und noch nicht mit der ‚Männer in der Sozialen Arbeit‘ im engeren Sinne. Eine ebenso laute Problemdebatte wie die in der Frühpädagogik zur Unterrepräsentanz von Männern in den Berufsfeldern – oder auch im Studium – existiert für den Kernbereich Sozialer Arbeit nicht.

Dazu kommen zahlreiche offene empirische Fragen: Wie viel wissen wir eigentlich dazu, welche Geschlechtergruppe in welche Arbeitsfelder in der Sozialen Arbeit strebt? Die Pauschaldiagnose des Frauenberufs der Sozialen Arbeit verstellt den Blick dafür, wo genau sich mehrheitlich Frauen versammeln und wo Männerenklaven entstehen, die es schließlich auch gibt. Noch kleinteiliger müsste man fragen: Wie sehen denn die Arbeitsteilungen zwi-

schen den Geschlechtern genau aus? Wer macht im profanen Arbeitsalltag am Ende was? Wer übernimmt welche Zuständigkeiten, wer bekommt von wem welche Zuständigkeit zugeschoben? Wer hat wofür welche Hoheitsrechte inne? Und wer verdient was und hat welche Macht?

Zudem gilt: Der Genderbias in der Sozialen Arbeit manifestiert sich nicht nur in der Frage, wer diesen Beruf unter welchen Bedingungen ergreift und wer nicht, sondern auch im profanen Klein-Klein der Alltagspraxis mit ihren unentwegten Aushandlungen und Routinen. Dies verweist auf ein umfangreiches Reservoir an qualitativen Fragen hinter der schlichten quantitativen Forderung nach der zahlenmäßigen Repräsentanz von Männern in der Sozialen Arbeit.

Auch wenn die Forderung nach Geschlechtergleichstellung im Beruf der Sozialen Arbeit insofern in fortschrittlicher Manier daherkommt, als sie Geschlechteröffnungen jenseits der herkömmlichen Polarisierungen verheißt, ist die Frage zu stellen, welche erneuten Geschlechterkonstruktionen in der Debatte entstehen. Warum erscheinen Männer mit einem Mal für die sozialen Berufe so ‚bereichernd‘? Von welchen Phantasien zu den Geschlechtern und Geschlechterordnungen sind die Begründungen getragen? Wie werden die Geschlechter hier unter der Hand essentialistisch funktionalisiert?

Zu guter Letzt: Wenig Aufmerksamkeit finden in der aktuellen Debatte auch machtpolitische Vorgänge. Wenn eine neue soziale Gruppe ein Terrain betritt oder betreten soll, auf dem eine andere Gruppe bislang tätig war, wie dies derzeit vor allem für Berufe der Erziehung und Bildung sowie Soziale Arbeit propagiert wird, dann macht dies etwas mit denen, die dort schon sind – auch mit der Kultur, die dort herrscht. Aus der interkulturellen Forschung wissen wir, welche sozialen Turbulenzen es auslöst, wenn verschiedene soziale Gruppen neu aufeinanderstoßen und tradierte Terrains mit ihren Exklusionen und Inklusionen angegangen werden. Auch bei der gewünschten Öffnung des Frauenberufs Soziale Arbeit für Männer werden solche Turbulenzen nicht ausbleiben.

Dieser umfangreiche Katalog offener Fragen war Anlass für die Arbeitskonferenz „Mehr Männer in die Soziale Arbeit!? Kontroversen, Konflikte, Konkurrenzen“ an der Fachhochschule Frankfurt am Main im Jahr 2011. Ausrichterinnen waren das Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (gFFZ) und die Fachgruppe Gender der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA). Anliegen der Veranstaltung war, erstmalig den längst überfälligen kritischen Diskursraum zum aktuellen ‚Hype‘ um männliche Fachkräfte in der Sozialen Arbeit zu eröffnen und über das zu sprechen, was in der allgemeinen Einmütigkeit zum Thema bisher ungesagt blieb. 2013 fand in Kooperation mit dem Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit e.V. Bielefeld und der Fachgruppe Gender der DGSA bereits eine weitere Fortsetzungsveranstaltung statt, bei der der Fokus auf der kritischen Auseinandersetzung mit den Förderprogrammen lag, mit

denen Hochschulen versuchen, männliche Studierende für Studiengänge der Sozialen Arbeit zu werben. Beiträge, Ergebnisse und Hintergrunddaten dieser Tagung sind online verfügbar unter der folgenden Linkadresse: www.neue-wege-fuer-jungs.de/Aktuelles/Arbeitskonferenz2.

Der vorliegende Band versammelt die aktualisierten Beiträge der Referentinnen und Referenten der Arbeitskonferenz von 2011. Zudem konnten weitere Autorinnen und Autoren gewonnen werden, die neue kritische Diskussionsimpulse und empirische Befunde zum Themenfeld ‚Männer in der Sozialen Arbeit‘ liefern.

Der Band gliedert sich in verschiedene thematische Felder: Erstens wird der Diskurs um Männer im Bildungs- und Sozialwesen beleuchtet, wobei den geschlechterpolitischen Aspekten besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Zweitens werden professionspolitische Perspektiven diskutiert, die im Zusammenhang mit der Diskussion um mehr Männer in die Soziale Arbeit akut werden. Drittens werden empirische Sammelreferate und Beiträge zur Situation von Männern im Studium und im Beruf Sozialer Arbeit geliefert.

Diese Studien gehen von verschiedenen theoretischen Ausgangshypothesen aus und sind methodisch durchaus unterschiedlich ausgerichtet. Forschung motivierende Hintergrundüberlegungen – ja, selbst methodische Designs – stehen dabei keineswegs immer jenseits solcher geschlechterpolitischen Positionierungen, wie sie in den diskursanalytischen Beiträgen dieses Buches ideologie- und herrschaftskritisch beleuchtet werden. Dies bedeutet nicht, dass die Ergebnisse dieser Studien weniger ernst zu nehmen wären. Auch empirische Befunde erfordern jedoch in ihrer Rezeption stets Reflexionen bezüglich ihrer Standortgebundenheit und provozieren eine geschlechterpolitische Stellungnahme.

In diesem Sinne wünschen wir den Leser_innen des Bandes eine anregende Lektüre, verbunden mit der Hoffnung, dass die Beiträge in Fachkreisen und der politischen Öffentlichkeit weitere Diskussionen und Reflexionen zu Geschlechtergerechtigkeit in und vermittels Soziale(r) Arbeit anregen.

Bedanken möchten wir uns abschließend bei Simone Strecker und Christine Wiesenbach, Absolventinnen der Fachhochschule Frankfurt am Main, die mit Kompetenz, Sorgfalt, Geduld und Schnelle geholfen haben, die Texte am Ende in Form zu bringen. Ein weiterer Dank gebührt dem Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (gFFZ), das die Publikation finanziell unterstützt hat.

Literatur

Bundesagentur für Arbeit (Hg.) (2012): Frauen und Männer am Arbeitsmarkt im Jahr 2011. Nürnberg.

- Ganß, Petra (2011): Männer auf dem Weg in das Berufsfeld „Soziale Arbeit“ – Wege nach oben? (Vortrag auf der Arbeitskonferenz „Mehr Männer in die Soziale Arbeit!“ am 24.6.2011 an der FH Frankfurt am Main), online abrufbar unter: www.gffz.de/1_3_42.html.
- Hasenjürgen, Brigitte (2002): Profession und Geschlecht – Entwicklungslinien eines Diskurses in der Sozialen Arbeit. In: KFH NW (Hg.): Jahrbuch der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen – Jahrbuch für Sozialwesen, Gesundheitswesen und Theologie. Münster: Lit-Verlag, S. 128-149.
- IG Metall Vorstand, Ressort Frauen- und Gleichstellungspolitik (Hg.) (2013): Frauen- und Gleichstellungspolitik. Zahlen – Daten – Fakten 2013. Frankfurt am Main.
- Keil, Johannes/Pasternack, Peer/Thielemann, Nurdin (2012): Frauen und Männer in der Frühpädagogik. Genderbezogene Bestandsaufnahme (HoF-Arbeitsbericht 2'2012). Hrsg. vom Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg.
- May, Michael (2002): Hegemoniale Männlichkeit und Sozialstaat. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): Der oder die Sozialstaat? Doing gender europäischer Wohlfahrtsregime. Bielefeld: Kleine (Widersprüche, 84), S. 43-60.
- May, Michael (2004): Gender Mainstreaming und die Disziplin Soziale Arbeit. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): Familienunternehmen – zur neoliberalen (Neu) Ordnung der Familie. Bielefeld: Kleine (Widersprüche, 92), S. 97-113.
- Mehr Männer für das Studium der Sozialen Arbeit (2013). Dokumentation einer Arbeitskonferenz am 13.6.2013 an der FH Frankfurt am Main, online abrufbar unter: www.neue-wege-fuer-jungs.de/Aktuelles/Arbeitskonferenz2.
- Statistisches Bundesamt (2013): Hauptberufliches wissenschaftliches und künstlerisches Personal an Hochschulen. Genesis Online-Datenbank am 31.05.2013.
- Züchner, Ivo/Cloos, Peter (2012): Das Personal der Sozialen Arbeit. Größe und Zusammensetzung eines schwer zu vermessenden Feldes. In: Thole, Werner (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 933-954.

Von anwesenden Frauen und abwesenden Männern. Zur Entstehung der Forderung nach ‚mehr Männern‘ im Sozial- und Bildungswesen

Susann Fegter

„Mehr Männer in die Soziale Arbeit?!“ so lautete der Titel der Tagung, die diesem Sammelband zugrunde liegt, der auf die zahlenbezogene Unterrepräsentanz von Männern im sozialen Berufsbereich verwies. Diese Unterrepräsentanz ist nun, wenn man es pointieren will, so alt wie die Soziale Arbeit selbst. Die Forderung, diesen Zustand zu beheben und mehr Männer in die Soziale Arbeit zu bringen, hat sich dagegen erst in den vergangenen fünf bis zehn Jahren zu einem öffentlich wahrgenommenen Thema entwickelt, das über die Fachgrenzen hinaus diskutiert und auch politisch aufgegriffen wird.

Mit Foucault gesprochen scheint damit ein öffentliches Diskursphänomen auf, das sich immer darin zeigt, dass ein lange Zeit „unproblematisches Erfahrungsfeld oder eine Reihe von Praktiken, die als selbstverständlich akzeptiert wurden, zum Problem werden, Diskussionen und Debatten hervorruft (sic!), neue Reaktionen“ (Foucault 1996: 78). Diesem Diskursphänomen gilt der folgende Beitrag. Es wird also nicht im engeren Sinne um das Phänomen der Unterrepräsentanz von Männern in der Sozialen Arbeit gehen, auch nicht um mögliche Ursachen oder Gegenmaßnahmen, sondern ich frage nach dem Phänomen der Forderung „Mehr Männer in die Soziale Arbeit“ und dessen Entstehung. In einem ersten Schritt soll hierzu das diskursanalytische Verständnis von Entstehung dargelegt werden. In einem zweiten Schritt wird die Diskussion um Jungen als Modernisierungsverlierer als ein populärer Entstehungskontext beschrieben. In einem dritten Schritt werden die (Neu-)Ordnungen von Geschlecht und Männlichkeit kommentiert, die im Zusammenhang der Forderung nach mehr Männern sichtbar werden.

1. ‚Entstehung‘ in diskursanalytischer Perspektive

In Bezug auf die zahlenmäßige Unterrepräsentanz von Männern im Sozial- und Bildungswesen ist in der internationalen Diskussion seit Ende der 1990er Jahre ein Perspektivwechsel zu beobachten (vgl. Christie 1998; Murray 1996, Jensen 1996). Seit etwa fünf Jahren hat die Diskussion um ‚mehr Männern‘ auch die deutsche (Fach-)Öffentlichkeit erreicht. Sie wird aktuell kontrovers

geführt (vgl. Hurrelmann/Schultz 2012) und von politischen Programmen gerahmt. Hierzu zählen insbesondere das Bundesmodellprojekt ‚MEHR Männer in Kitas‘, aber auch das vom BMFSJ geförderte Netzwerk ‚Neue Wege für Jungs‘, das männliche Jugendliche für Soziale Berufe interessieren will. Bezogen auf die Soziale Arbeit fand 2011 in Frankfurt a.M. die erwähnte Tagung zum Thema statt, die vom gFFZ organisiert wurde und auf große Resonanz bei Fachkräften stieß, 2013 folgte eine weitere Tagung mit dem Thema ‚Mehr Männer in das Studium Soziale Arbeit!‘. Auch Medien haben das Thema seit einigen Jahren entdeckt und behandeln es unter Überschriften wie ‚Männer als spannende Abwechslung‘ (SZ 28.04.06), ‚Männermangel an Grundschulen‘ (FAZ 04.04.08) oder ‚Der Vater alleine reicht nicht aus‘ (SZ 04.09.08). Und nicht zuletzt in öffentlichen Talkshows und Diskussionsrunden begegnet einem die Forderung nach mehr Männern im Sozial- und Bildungswesen mittlerweile als selbstverständliches und häufig vorgetragenes Anliegen.

Dass ein solches Aufkommen neuer Problematisierungen nicht zufällig passiert, sondern stets in soziale Zusammenhänge eingebunden ist sowie machtvolle Wirkung entfaltet, hat Foucault selbst in seinen historischen Arbeiten zum Wahnsinn (Foucault 1993), zur Sexualität (Foucault 1983), zum Überwachen und Strafen (Foucault 1975) eindrucksvoll gezeigt. Seine Frage nach der Entstehung neuer Diskursgegenstände ist dabei keine Frage nach einem Ursprung, einer Intention oder einem handelnden Akteur, sondern – genealogisch – die Frage nach den „disparaten Herkünften“, d.h. er fragt nach den verschiedenen Orten und Kontexten, in denen Forderungen und Problematisierungen erscheinen und sich mit bestimmten Problemdiagnosen, mit bestimmten Wirklichkeitskonstruktionen verbinden.

Fragt man nun nach den Kontexten, in denen sich die Forderung nach mehr Männern im Sozial- und Bildungswesen in den letzten Jahren formiert hat, so sind feministische und geschlechterreflektierende Denk- und Arbeitszusammenhänge als ein wichtiger Kontext zu identifizieren. Hier wurde das Thema schon lange bearbeitet ehe es wie jetzt populär wurde. Diskursiver Bezugspunkt in diesen Zusammenhängen ist meist ein *geschlechterpolitisches Argument*, nämlich wie Lotte Rose es formuliert, „das Ideal partnerschaftlich-gleichberechtigter Geschlechterverhältnisse“ (Rose 2012: 10). Mehr Männer im Bildungs- und Sozialwesen werden dann gefordert, weil es als erstrebenswert erscheint, Aufgaben, Tätigkeiten und Verantwortungsbereiche in einer Gesellschaft nicht nach Geschlechtszugehörigkeiten zu ordnen. Die diskursive Adressierung, die in diesem Zusammenhang an männliche (Sozial-)Pädagogen ergeht, fordert sie dazu auf, auch traditional weiblich codierte Care-Tätigkeiten in gleicher Weise wie Frauen als die ihren zu betrachten (vgl. ebd.).

Aktuell gewinnt dieses Argument in Verbindung mit einem sozialisationstheoretischen Argument an Fahrt: Befürwortet wird dann, dass Kinder im

Prozess des Aufwachsens Männer *und* Frauen als gleichermaßen Zuständige (und gleichermaßen Fähige) im Hinblick auf Care-Tätigkeiten erleben und dabei Männer ebenso wie Frauen in ihrer geschlechtlichen Vielfalt und Heterogenität wahrnehmen können sollen (z.B. Möller-Dreischer 2012). Dafür brauche es jedoch in erster Linie Qualifikationen, also nicht einfach ‚mehr Männer‘, sondern qualifizierte Männer *und* Frauen, die professionell handeln und Genderkompetenz besitzen – so lautet zusammengefasst eine wiederkehrende Argumentation in der jüngst im Beltz Verlag erschienenen Streitschrift zur Frage einer Männerquote in Kitas und Schulen (vgl. Hurrelmann/Schultz 2012), in der sich die Mehrheit der Autor_innen gegen eine solche Quote ausspricht (vgl. z.B. Faulstich-Wieland 2012; Ihlau 2012, Winter 2012).

Ich gehe auf diesen Strang der fachlichen Diskussion an dieser Stelle nicht weiter ein und möchte stattdessen auf einen anderen Kontext aufmerksam machen, in dem sich die Forderung nach mehr Männern in den vergangenen Jahren sehr öffentlichkeitswirksam und auf eine Weise etabliert hat, die die Soziale Arbeit als Disziplin und Profession herausfordert: Die mediale Diskussion um Jungen als Bildungs- und Modernisierungsverlierer. „Die neuen Prügelknaben“ titelte etwa 2002 die ZEIT und fasste im Untertitel zentrale Argumentationslinien der Berichterstattung prägnant zusammen, die diesen Krisendiskurs um Jungen kennzeichnen. „Nicht Mädchen“ – hieß es dort – „sondern Jungen werden in Schule und Elternhaus benachteiligt. Doch die Erkenntnis setzt sich bei Pädagogen nur zögernd durch“ (ebd.). Mädchenförderung gehe längst an die falsche Adresse, benachteiligt seien in Wirklichkeit die Jungen. Sie hätten die größeren schulischen Probleme, ihnen würde aufgrund von Geschlecht mit Ablehnung und Abwertung begegnet und dies nicht zuletzt deswegen, weil zu wenig Männer im Erziehungs- und Bildungsgeschehen präsent seien (vgl. ebd.).

Artikel wie diese erscheinen seit der Jahrtausendwende zunehmend und machen eine Unterrepräsentanz von Männern im Sozial- und Bildungswesen, die wie gesagt historisch nicht unbedingt neu ist, jetzt zum Problem. Im Folgenden wird diese Mediendebatte als ein populärer Entstehungskontext der Forderung nach mehr Männern aufgegriffen und damit ein Diskurs fokussiert, der die öffentliche Geschlechterdiskussion der vergangenen Jahre sehr geprägt hat. Es soll nachgezeichnet werden, aufgrund welcher Problemdiagnosen die Forderung nach mehr Männern entsteht, mit welchen Zielsetzungen sich diese Forderung verbindet und welche Zuschreibungen an Männer (und Frauen) dabei erfolgen. Hintergrund ist eine Diskursanalyse überregionaler Printmedien zur Diskussion um Jungen als Bildungs- und Modernisierungsverlierer für den Zeitraum 1999-2009 (vgl. Fegter 2012).¹

1 Im Rahmen der Studie (Fegter 2012), die diesem Beitrag zugrunde liegt, wurden insgesamt 52 Zeitungsartikel der FAZ, SZ, TAZ, GEO, BILD, ZEIT aus dem Zeitraum 1999-2009 diskursanalytisch ausgewertet, die eine gegenwärtige Krise der Jungen thematisieren.

2. Diskursmuster in der öffentlichen Thematisierung von Jungen als Bildungs- und Modernisierungsverlierer

Wertet man den Mediendiskurs zu Jungen als Bildungs- und Modernisierungsverlierer diskursanalytisch aus, ist zunächst festzustellen, dass sich die Forderung nach mehr Männern mit einer bestimmten *Problemdiagnose* verbindet, die folgendermaßen zusammengefasst werden kann. Erstens: „Mädchen gewinnen – Jungen verlieren“, d.h. es wird eine pauschale Benachteiligung von Jungen gegenüber Mädchen festgestellt. Zweitens: „Jungen werden immer schlechter – Mädchen immer besser“, d.h. es werden ein zukünftig anhaltender Verschlechterungsprozess und damit eine bedrohte Zukunft für Jungen antizipiert. Drittens: „Wenn die Probleme nicht gelöst werden, sieht es für die Gesellschaft düster aus“, d.h. die Krise der Jungen wird als gesamtgesellschaftliche Bedrohung erzählt und der thematisierte Aufstieg der Mädchen damit in Semantiken von Niedergang und Verfall gefasst. „Was sind die Folgen, wenn wir die Probleme [der Jungen, S. F.] nicht in den Griff bekommen?“, wird beispielsweise in einem Artikel der FAZ gefragt, und ein Interviewpartner antwortet: „Die Zunahme von ehelicher Instabilität und Krankheiten, was hohe Kosten im Versicherungswesen und in der wirtschaftlichen Produktion verursacht“ (FAZ 2007).

Kennzeichen der Mediendebatte ist die starke Pauschalisierung und Dramatisierung, der empirisch mittlerweile von verschiedenen Seiten widersprochen wurde. Hierzu gehören etwa die Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums (BJK 2009) oder auch die Expertisen von Budde (2008) und Rieske (2011). Die Forderung nach mehr Männern erscheint im Jungenkrisendiskurs nun im Zusammenhang mit der *Ursachendiagnose* dieser Krise. Als Ursachen der Probleme von Jungen werden drei Mangelerscheinungen herausgestellt: ein Mangel an Gerechtigkeit, den Jungen gegenwärtig erfahren, ein Mangel an Wertschätzung sowie ein Mangel an Unterstützung im Prozess männlicher Identitätsentwicklung.

Diese Problematisierungen richten sich vordergründig an Erwachsene generell. Schaut man jedoch genauer hin, werden Männer und Frauen in diesen Zuschreibungen unterschiedlich positioniert: Identifizieren lässt sich ein Muster, das Frauen durchgängig *als Anwesende* und Männer *als Abwesende* problematisiert. Dies wird im Folgenden entlang der drei Dimensionen anhand von Auszügen aus den Zeitungsartikeln veranschaulicht, um daran anschließend aus einer Männlichkeitstheoretischen Perspektive die Dichotomie und Asymmetrie zu kommentieren, die mit diesen Positionierungen einhergehen.

2.1 Mangel an Gerechtigkeit

Semantiken von Gerechtigkeit durchziehen vielfältig die medialen Berichte mit der Rede von Benachteiligung und Bevorzugung. Ein zentrales Thema hierbei ist das einer einseitigen Ausrichtung pädagogischer Institutionen an den Interessen von Mädchen, die dabei als bekannt und geschlechtsspezifisch vorausgesetzt werden: „Die typische Kita (...) ist weiblich. Bücher, Spielzeuge und Räume seien eher auf Mädchen ausgerichtet“ (ZEIT 2007); oder in der FAZ in Bezug auf Schule heißt es: „Schulbücher handeln von starken Mädchen und von Jungs, die kochen und stricken, in Deutscharbeiten geht es um Backrezepte, und im Sportunterricht wird gejazzdanct. (...) Das hält kein Junge aus“ (FAZ 2009).

Als Hintergrund dieser einseitigen Ausrichtung an den Bedürfnissen von Mädchen werden – wenn es konkret wird – die Lehrerinnen und Pädagoginnen genannt: „Im Unterricht und im täglichen Umgang sind bei der weiblichen Übermacht zwangsläufig typisch weibliche Muster vorherrschend“ (ZEIT 2008), oder: „Ein Kind hat heute gute Aussichten, bis zum Ende der Grundschule keinen männlichen Erzieher und Pädagogen zu erleben. (...) Der Kinderpsychologe vermutet, dass Jungen dadurch benachteiligt sind. Heute ziele die Pädagogik auf Verständigung, Harmonie und Frieden ab, argumentiert er. Den körperlich aktiveren und risikobereiteren Jungen ginge das schnell auf die Nerven“ (SZ 2009). Mädchen – so die Problemkonstruktion – werden gegenwärtig bevorzugt, weil Pädagoginnen in erster Linie als Frauen agieren und qua Geschlecht den Interessen von Jungen nicht gerecht werden können. Da Männer fehlen, die ebenfalls qua Geschlecht Jungen gerecht werden könnten, werden Jungen benachteiligt.

Aus professionstheoretischer Perspektive wiederholt sich hier die Figur einer professionellen ‚Passung qua Geschlecht‘, die der Sozialen Arbeit mit dem Konzept der ‚geistigen Mütterlichkeit‘ historisch eingeschrieben ist. Faulstich-Wieland (2012) problematisiert, dass auf diese Weise professionelle Anforderungen naturalisiert werden, die jedoch keine natürlichen seien (vgl. ebd.: 151). Kimmerle bewertet vor diesem Hintergrund die Argumentationen für mehr Männer in der Sozialen Arbeit, die darauf basieren, dass diese ‚männliche‘ Eigenschaften mitbrächten, als einen Beitrag zur Deprofessionalisierung Sozialer Arbeit (Kimmerle 2012: 29f.). Wichtig aus diskursanalytischer Perspektive ist zunächst, dass erst durch diese essentialisierende Vergeschlechtlichung von Mädchen und Jungen, Männern und Frauen einerseits und die Fokussierung auf anwesende Frauen und abwesende Männer andererseits ein Gerechtigkeitsproblem erzeugt wird, das die Forderung nach mehr Männern zu einer legitimen Forderung macht.

2.2 Mangel an Wertschätzung

Neben einem Mangel an Gerechtigkeit wird zweitens ein Mangel an Wertschätzung² gegenüber Jungen thematisiert und ebenfalls mit der Forderung nach mehr Männern verbunden.

2004 erscheint im Magazin „Chrismon“ der Artikel „Das verdächtige Geschlecht“. Die Zweitüberschrift lautet: „Sie sind laut, benehmen sich rüpelhaft, leben in einer eigenen Welt. Eltern, Schule und Gesellschaft haben ihre liebe Mühe mit den Jungs. Oder müsste ihnen nur mal jemand richtig zuhören?“ (Chrismon 2004). „Wir müssen die Jungs wieder lieben lernen“ titelt auch die FAZ 2009 und fährt fort: „Jungen werden ausgegrenzt, zu Versagern gestempelt und versagen tatsächlich, weil Eltern, Lehrer und Gesellschaft mit ihnen nichts anzufangen wissen“ (FAZ 2009). Auch diese mangelhaften Beziehungsqualitäten werden im Konkreten Frauen zugeschrieben: „Das Problem [der Jungen, S. F.] ist durchaus hausgemacht, halten sich doch viele Männer noch immer aus dem Erziehungsgeschäft heraus. Daheim die Mutter, im Kindergarten die Kindergärtnerin, in der Grundschule die Lehrerin – sie reagieren intuitiv kritisch, einschränkend und oft schlicht hilflos, wenn Jungen sich so zeigen, wie sie (auch) sind: unbändig, Grenzen auslotend, körperbetont“ (Chrismon 2004). „Dabei haben Jungen“, konstatiert wiederum ein Beitrag der taz, „– genauso wie Mädchen – ganz eigene Sorgen, erwachsen zu werden“, doch erst die von männlichen Sozialpädagogen geleitete Jungenarbeit „eröffnet vielen Jungen die Erfahrung, Sorgen besprechen zu können“ (taz 2005b).

Zuhause, in der Schule und mit weiblichen Pädagogen machen Jungen diese Erfahrung demnach nicht. Jungen kritisch zu begegnen, ihnen kein Verständnis entgegenzubringen, sie mit ihren Sorgen alleine zu lassen – der problematisierende Fokus richtet sich auch in diesem Thematisierungsstrang auf Frauen als Anwesende und Männer als Abwesende. Die Frage nach dem Beitrag anwesender Männer zu den behaupteten Erfahrungen eines Mangels an Wertschätzung wird nicht gestellt.

2.3 Mangel an Unterstützung im Prozess männlicher Identitätsfindung

Ein drittes Themenfeld bezieht sich auf eine mangelnde Unterstützung im Zusammenhang männlicher Identitätsentwicklung. Die Problematisierungen spannen sich dabei zwischen den – auf den ersten Blick – gegensätzlichen Argumentationen auf, dass Jungen im Prozess des Aufwachsens einerseits zu

2 Der Begriff der Wertschätzung bezieht sich dabei auf Thematisierungen eines Mangels auf drei Ebenen: eines Mangels an Aufmerksamkeit und Zuwendung, den Jungen erfahren, eines Mangels an Bereitschaft, Jungen in ihrer Art zu erkennen und zu verstehen, sowie eines Mangels an Hilfe und Schutz.

viel, andererseits zu wenig (traditional verstandene) Männlichkeit zugestanden wird. „Junge, warum hast Du nicht gelernt?“, fragt etwa ein Beitrag der FAZ rhetorisch und schließt an: „Weil Jungs eben Jungs sind, wie sie es schon immer waren, es aber heute nicht mehr sein können“ (FAZ 2009). „Für Jungen“ – liest man an anderer Stelle – „ist es von großer Bedeutung, sich bewähren zu können, Mut zu zeigen, Unerschrockenheit, Selbstbeherrschung, Rücksichtnahme. Diese Qualitäten verkörpern letztlich die alten Rittertugenden. Wenn sich dies in einer männlichen Biografie nicht entfalten kann, dann schlagen sie leicht ins Gegenteil um“ (atempo 2007).

Als notwendige Voraussetzung für die richtige Entfaltung einer traditional konzipierten Jungenmännlichkeit werden dann Väter und männliche Pädagogen benannt und deren Abwesenheit als das zentrale Problem markiert. „In der Welt von vielen Jungen, die bei alleinerziehenden Müttern aufwachsen, kommen Männer so gut wie überhaupt nicht vor. Dabei brauchen Jungen männliche Bezugspersonen und Vorbilder. (...) Sie sehnen sich nach ‚guter‘ Autorität, nach klaren Abmachungen und fairen Sanktionen. Damit überfordern sie jedoch die ‚modernen‘ Väter und Lehrer, die gelernt haben, dass Autorität Teufelswerk sei“ (ZEIT 2002). Jungen werden hier von Mädchen durch ein genuines Bedürfnis nach ‚guter Autorität‘ unterschieden und diese wird zugleich Männern als Befähigung exklusiv zugeschrieben. Ein guter Jungenpädagoge wird dementsprechend auch in der FAZ als „handfester Erzieher“ charakterisiert, „der seine Schüler auch körperlich fordert und zum Marathonlauf animiert“. Weiter heißt es: Er „nimmt sie hart ran, lehrt sie, ihre Irrsinnenergie ins Positive zu wenden“ (FAZ 2009). Jungen – so die diskursive Konstruktion – brauchen Männer im Erziehungsprozess, von denen sie lernen können, „wann ein Mann ein Mann ist“ (ebd.) – diese Männer fehlen jedoch.

Neben diesem ersten Thematisierungsstrang problematisiert ein anderer, dass Jungen nicht zu wenig, sondern zu stark an traditionellen Männlichkeitsnormen orientiert seien. Eine Abwesenheit von Männern wird auch hier wieder problematisiert, diesmal jedoch unter entgegengesetztem Vorzeichen: Väter, Lehrer und Erzieher fehlen nun als Vorbilder einer enttraditionalisierten Männlichkeit. So ist in der ZEIT zu lesen: Es „sind Männer gefragt, die den verunsicherten Jungen eine attraktive und glaubhafte Alternative zum Macho-Ideal vorleben können. Männer also, die sich ihrer Gefühle nicht schämen und auch das Weinen nicht unterdrücken, wenn ihnen danach zumute ist (wie Hans Eichel im Bundestag)“ (ZEIT 2001). In vielen Beiträgen, die eine Erhöhung des Männeranteils mit dem Ziel der Etablierung ‚neuer Rollenvorbilder‘ fordern, wird dabei eine Gleichsetzung von ‚mehr Männer = mehr neue Rollenvorbilder‘ erzeugt: „Männliche Vorbilder [sind] im Kindergarten und in der Grundschule besonders wichtig. Ohne sie besteht die Gefahr, dass Jungen unzeitgemäße Männerrollen übernehmen“ (taz 2005a).

Die bloße Präsenz von Männern wird auf diese Weise als Garantie dafür diskursiviert, dass Jungen enttraditionalisierte Männlichkeitsnormen erleben. Aus Schulforschungen ist bekannt, dass damit nicht gerechnet werden kann und z.B. männliche Lehrer durchaus daran beteiligt sind, traditionale Männlichkeitsnormen interaktiv zu reproduzieren (vgl. Budde 2008). Diese Problematik wird im Mediendiskurs jedoch wiederum an Frauen adressiert: „Es gibt unglaublich viel verantwortungslos-stolzes Mutti-Gerede über den ‚kleinen Mann‘, der sich unter diesem ermutigenden Einfluss munter zum Familien-Tyrannen entwickelt“ (ZEIT 2006), heißt es beispielsweise in der ZEIT. „Gerade von Frauen [werden ihnen] die Botschaften der ‚alten‘ Männlichkeit souffliert: Ein Indianer kennt keinen Schmerz! Ein Junge weint nicht!“ (ebd.). In der GEO wird dieses diskursive Muster pointiert zusammengefasst: „Die Mütter sind schuld an den Problemen der Jungen, weil sie ihre Söhne zu früh in starre männliche Rollen drängen. Nein – die Väter sind schuld, weil sie sich vor ihren Erziehungsaufgaben drücken“ (GEO 2003). Der Erziehungsbeitrag anwesender Väter zur Performanz traditional-männlicher Normen bei ihren Söhnen bleibt auf diese Weise unsichtbar und wird diskursiv als Leerstelle erzeugt.

Anders stellt sich dies beim Thema Gewalt dar: „Tatsächlich ist das Verhalten bei Jungen mit Migrationshintergrund, insbesondere aus islamisch geprägten Familien, anders. Viele von ihnen erleben noch häusliche Gewalt. (...) Natürlich gibt es das auch in deutschen Familien, keine Frage. Aber in den Kursen wird deutlich, dass das für Jungen aus islamischen Familien eine besonders prägende Erfahrung ist“ (SZ 2008a). Auch wenn das Wort ‚Väter‘ hier nicht fällt, ist es doch eine seltene Passage, in der eine *Anwesenheit* von Vätern in Familien zum Problemthema wird. Diese Väter werden hier als migrantisch, islamisch und gewalttätig markiert. Neben Müttern im Allgemeinen sind es somit migrantisch und islamisch identifizierte Väter im Speziellen, die im Rahmen der Problematisierung traditionaler Jungenerziehung hervorgehoben werden. Weitgehend unsichtbar bleiben dagegen die religiös unmarkierten, herkunftsdeutschen Väter. Sie werden als Abwesende positioniert.

3. (Neu-)Ordnungen von Geschlecht und Männlichkeit

Aus geschlechter- und männlichkeitstheoretischer Perspektive sind diese Problembeschreibungen – im Rahmen derer die Forderung nach mehr Männern als notwendige und legitime Forderung hervorgebracht wird – in verschiedener Hinsicht bemerkenswert: *Erstens* werden nicht nur Jungen und Mädchen, sondern auch Mütter und Väter, Lehrerinnen und Lehrer, Pädagoginnen und Pädagogen permanent voneinander unterschieden und geschlecht-

lich markiert. Männer sollen sich stets als Männer in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen engagieren, weil sie – in welcher Form auch immer – anders seien als Frauen, so die diskursive Zuschreibung. Die Forderung nach mehr Männern geht somit in diesen Kontext mit der permanenten Bestätigung und Reproduktion von Geschlechterdifferenz einher.

Bemerkenswert ist *zweitens*, dass Frauen durchgängig als Anwesende und Männer als Abwesende thematisiert werden und dies ursächlich mit der behaupteten gegenwärtigen Problemlage von Jungen verbunden wird. Vordergründig wird dabei gleichermaßen eine problematisierende Perspektive auf Männer wie Frauen erzeugt. Während die stattfindenden Tätigkeiten von Lehrerinnen, Müttern und Sozialpädagoginnen in der Problematisierung als Anwesende jedoch eine Abwertung erfahren, werden die abwesenden Männer diskursiv als potenzielle ‚Retter‘ der Jungen positioniert, mit deren Hilfe sowohl die Krise der Jungen, als auch die der darüber bedrohten Gesellschaft überwunden werden können: Wenn sie da wären bzw. erst da sind, lösen sich die Probleme.

Diese Figur des ‚Retters‘ – das zeigen kulturwissenschaftliche Arbeiten umfänglich – ist eine geradezu klassische Figur hegemonialer Männlichkeit, mit der sich traditionale Männlichkeitsnormen der Gestaltungskraft, der Fähigkeit zur Überwindung schwieriger Situationen und der Schutzfähigkeit gegenüber Schwächeren verbinden. Glawion et al. (2009) haben dies jüngst noch einmal, religiös gewendet, für die verwandte Figur des Erlösers nachgezeichnet, auf den sich die Hoffnungen eines Kollektivs projizieren.

Mit dem Muster einer gleichzeitigen Abwertung der pädagogischen Tätigkeit anwesender Frauen und Aufwertung der (antizipierten) Tätigkeit abwesender Männer folgt der Diskurs *drittens* dem generativen Prinzip hegemonialer Männlichkeit. Connell (1999) beschreibt damit die Struktur männlicher Macht, die sich durch eine hierarchisierende Differenzierung sowohl gegenüber Frauen und Weiblichkeit als auch gegenüber untergeordneten anderen Männern und Männlichkeiten vollzieht. Die diskursanalytischen Rekonstruktionen der medialen Jungenkrise zeigen hegemoniale Männlichkeit hier als diskursive Praktik auf, mit der sich eine Stabilisierung von Geschlechter- und Männlichkeitsordnungen vollzieht.

Möglich werden diese diskursiven Konstruktionen *viertens* durch eine – insofern äußerst produktive – Leerstelle im Mediendiskurs: Die Leerstelle der Thematisierung *anwesender* Männer im Bildungs- und Erziehungsgeschehen. Erst diese Nicht-Thematisierung alltäglich und gegenwärtig stattfindender Interaktionen zwischen (nicht nur migrantischen) Vätern und Söhnen, Männern und Jungen ermöglicht hypothetische Gleichungen wie die von „Mehr Männer = mehr traditionale Männlichkeit“ oder auch „Mehr Männer = mehr ‚moderne‘ Männlichkeit“. Ebenso gelingt die Positionierung als potenzielle Retter nur unter Ausschluss von Reflexionen über den möglichen Beitrag

gegenwärtiger Interaktionsformen zwischen Männern und Jungen zu deren (behaupteten) Problemen.

Zusammenfassend kann die mediale Diskussion um Jungen als Modernisierungsverlierer als eine sehr wirkmächtige Wissensformation festgehalten werden, im Rahmen derer die Forderung nach mehr Männern im Sozial- und Bildungswesen zu einer legitimen, anerkannten und begründeten Forderung geworden ist. Sie ist nicht der einzige Kontext, aber ein sehr wirkmächtiger und hat Bilder produziert, zu denen es sich in ein kritisches Verhältnis zu setzen gilt. Bedenkenswert ist das zugrunde liegende dualistische Geschlechterkonzept, das Männer und Frauen qua Geschlecht zu Jungen und Mädchen in ein mehr oder weniger passendes Verhältnis setzt. Bedenkenswert ist ebenfalls die Positionierung von Männern als potenzielle *Retter* der Jungen und der bedrohten Gesellschaft aus den Fängen pädagogisch ungeeigneter Frauen. Damit wird ein Geschlechterdiskurs bedient, der mit den Bedarfen von Jungen und Mädchen vermutlich ebenso wenig zu tun hat wie mit den alltäglichen, widersprüchlichen Praxen von Männern und Frauen in der Sozialen Arbeit.

Die *Leerstelle anwesender Männer* im Sozial- und Bildungswesen bietet sich als möglicher Ansatzpunkt eines dekonstruktiven Umgangs mit diesem Medien-Diskurs an. Das Ausgeschlossene dekonstruktiv hereinzuholen, könnte bedeuten, gegenwärtig bestehende Interaktionen und Perspektiven von Männern in den Fokus der Auseinandersetzung und empirischen Analyse zu stellen: solcher Männer, die bereits jetzt im Kontext Sozialer Arbeit tätig sind, solcher Männer, die nicht (oder nicht mehr) im Kontext Sozialer Arbeit tätig sein wollen, solcher Männer, mit denen Jungen und Mädchen im Hier und Jetzt Erfahrungen machen. Damit würde die Perspektive zugleich von einer quantitativen Frage (mehr Männer?) zu einer qualitativen Fragen (warum mehr Männer, unter welchen Voraussetzungen, mit welchen Perspektiven?) gewendet.

Untersuchte Medienquellen

atempo 2007: Brauchen Jungen eine andere Erziehung als Mädchen? Heft 1, S. 6-9.

Chrismon 2004: Das verdächtige Geschlecht, Heft 3, S. 14-19.

GEO 2003: Jungen – die neuen Sorgenkinder? Heft 3, S. 64-92.

FAZ 2007: Auf der Verliererstraße lauter Männer (20.12.07), Nr. 237, S. 48.

FAZ 2008: Männermangel an Grundschulen (04.09.08), Nr. 207, S. 53.

FAZ 2009: Wir müssen die Jungs wieder lieben lernen (08.04.09), Nr. 83, S. 33.

SZ 2006: Männer als spannende Abwechslung (28.04.06), Nr. 98, Fürstenfeldbruck S. R5.

SZ 2008a: Wann ein Junge ein echter Junge ist (12.02.08), Nr. 298, S. 40.

SZ 2008b: Der Vater alleine reicht nicht aus (04.09.08), Nr. 206, Starnberg S. R2.

SZ 2009: Das schwache Geschlecht (12.02.09), Nr. 35, S. 9.
taz 2005a: Männer auf die Schulbank (20.12.05), Nr. 7850, S. 2.
taz 2005b: Kleiner Mann, was nun? (14.11.05), Nr. 5467, S. 22.
ZEIT 2001: Machos, Feinde der Menschheit (11.04.01), Nr. 16, S. 9f.
ZEIT 2002: Die neuen Prügelknaben (25.07.02), Nr. 31, S. 23f.
ZEIT 2006: Was ist männlich? Ihr Verlierer! (14.06.06), Nr. 25, S. 8.
ZEIT 2007: Die Krise der kleinen Männer (07.06.07), Nr. 24, S. 37f.

Literatur

- Christie, Alastair (1998): A Comparison of Arguments for Employing Men as Child Care Workers and Social Workers in Denmark and the UK. *Social Work in Europe*, Vol 5, Number 1, S. 2-17.
- Connell, Robert (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen.
- Budde, Jürgen (2008): Broschüre Nr. 23: Bundesministerium für Bildung und Forschung: Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/männlichen Jugendlichen. Bonn/Berlin.
- Bundesjugendkuratorium (2009): *Schlaue Mädchen – Dumme Jungen? Gegen Verkürzungen im aktuellen Geschlechterdiskurs*. München.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2012): Quoten sind Machtinstrumente – Erziehung aber braucht Qualität. In: Hurrelmann, Klaus/Schultz, Tanjev (Hg.): *Jungen als Bildungsverlierer. Brauchen wir eine Männerquote in Kitas und Schulen?* Weinheim, Basel, S. 144-154.
- Fegter, Susann (2012): *Die Krise der Jungen in Bildung und Erziehung. Diskursive Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit*. Wiesbaden.
- Foucault, Michel (1975): *Überwachen und Strafen* Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1993): *Wahnsinn und Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1996): *Diskurs und Wahrheit. Die Problematisierung der Parrhesia*, 6 Vorlesungen, gehalten im Herbst 1983 an der Universität von Berkeley, Kalifornien. Berlin.
- Glawion, Sven/Yekani, Elahe Haschemi/Husmann-Kastein, Jana (Hg.) (2007): *Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie*. Bielefeld.
- Hurrelmann, Klaus/Schultz, Tanjev (Hg.) (2012): *Jungen als Bildungsverlierer. Brauchen wir eine Männerquote in Kitas und Schulen?* Weinheim, Basel.
- Ihla, Uwe (2012): Eine Männerquote behindert Qualifizierungsprozesse. In: Hurrelmann, Klaus/Schultz, Tanjev (Hg.): *Jungen als Bildungsverlierer. Brauchen wir eine Männerquote in Kitas und Schulen?* Weinheim, Basel, S. 155-168.
- Jensen, Jytte Juul (1996): *Men as Workers in Childcare Services*. Discussion Paper/ European Commission Network on Childcare. Brüssel: Europäische Kommission
- Kimmerle, Christoph (2012): *Strahlender Ritter oder zweifelhafter Verdachtsfall – zu den Dilemmata der Anerkennung sozialpädagogischer Arbeit im Spiegel der*

- Wahrnehmung männlicher Erzieher. In: *Betrifft Mädchen*, 25. Jg., Heft 1, S. 26-30.
- Möller-Dreischer, Sebastian (2012): Zur Dynamik der Geschlechter in pädagogischen Berufen. Eine exemplarische empirische Untersuchung an männlichen Studenten der Rehabilitationswissenschaften/Sonderpädagogik. Bad Heilbrunn.
- Murray, Suzan (1997): It's safer this way. The subtle and not-so-subtle exclusion of men in child care. In: Benokraitis, Nijole V. (Ed): *Subtle Sexism – Current practise and prospects for change*. London, S. 136-153.
- Rieske, Thomas Viola (2011): Bildung und Geschlecht. Zur Diskussion um Jungenbenachteiligung und Feminisierung in deutschen Bildungsinstitutionen. Eine Studie im Auftrag der Max-Traeger-Stiftung. Frankfurt am Main.
- Rose, Lotte (2012): Wiederkehr von Yin und Yang? Versteckte Geschlechterpolarisierungen im Ruf nach mehr Männern in Erziehung und Bildung. In: *Betrifft Mädchen*, 25. Jg, Heft 1, S. 10-15.
- Winter, Reinhard (2012): Qualität statt Quote! In: Hurrelmann, Klaus/Schultz, Tanjev (Hg.): *Jungen als Bildungsverlierer. Brauchen wir eine Männerquote in Kitas und Schulen?* Weinheim, Basel 2012, S. 169-176.

Kinder brauchen Männer!

Zur Vergeschlechtlichung von Qualitätsentwicklungsfragen in der Elementarpädagogik

Lotte Rose

Seit einigen Jahren gewinnt der Ruf nach mehr Männern in Erziehung und Bildung an Popularität. In relativ schneller Geschwindigkeit ist die Idee alltäglich und selbstverständlich geworden, dass die Präsenz männlicher Beziehungsobjekte im Kinderleben wünschenswert, mehr noch: dringend erforderlich ist und durch gezielte gesellschaftliche Anstrengungen zu protegieren ist. Im Zuge dessen wurde ein umfangreiches staatliches Maßnahmenpaket installiert, das das Ziel hat, Männer stärker an der – privat-familialen wie auch öffentlich-beruflichen – Arbeit mit Kindern zu beteiligen.

Dazu gehören die 2007 in Kraft getretenen Regelungen zum Elterngeld, die väterliche Beteiligung an der Kinderfürsorge animieren sollen, aber auch die umfangreichen Bemühungen zur familienfreundlichen Gestaltung der Berufswelt und die Initiativen gezielter Väterarbeit in Kitas. Für den Bereich der beruflichen Arbeit mit Kindern lassen sich ebenso Bemühungen zur Verbesserung der Beteiligung männlicher Fachkräfte ausmachen: Dies gilt vor allem für die Elementarpädagogik, aber auch für die Grundschulpädagogik. Es umfasst die zunehmenden öffentlichen – fachwissenschaftlichen, massenmedialen und politischen – Verlautbarungen zur positiven Wirkung von männlichen Pädagogen für Kinder, Maßnahmen zu Anwerbung von jungen Männern für die entsprechenden Studiengänge oder für ältere männliche Quereinsteiger, soziale Freiwilligendienste für Jungen und Boys' Day-Angebote in sozialen Berufsfeldern. Prominentestes Aushängeschild dieser Kampagne ist derzeit das Bundesmodellprogramm „MEHR Männer in Kitas“, das, gefördert durch den Europäischen Sozialfonds, bundesweit zahlreiche Praxisentwicklungsprojekte zur Erhöhung der Zahl männlicher Fachkräfte in Kitas unterstützt.

Diese Entwicklungen zeigen: Die gesellschaftliche Überlebensfrage, wer die Aufgabe übernehmen soll und übernimmt, den Nachwuchs zu ‚hegen und zu pflegen‘, wird gegenwärtig neu verhandelt. Was über Generationen unhinterfragbar als sinnvolles Naturgesetz erschien, dass Frauen dies übernehmen, wird jetzt als Gefährdungshorizont für die kindliche Entwicklung diskutiert und soll anders werden. Mit dem Ruf nach mehr Männern im Bildungs- und Erziehungswesen vollzieht sich somit nachdrücklich ein Ge-

schlechterreformprogramm, in dessen Zentrum – so könnte man auf den ersten Blick meinen und so wird es auch öffentlich propagiert – die *Entgeschlechtlichung* der reproduktiven Care-Arbeit mit Kindern steht. Schließlich ist erklärtes Ziel, die Arbeit mit Kindern nicht mehr wie ehemals als Frauenarbeit zu organisieren, sondern sie auch von Männern übernehmen zu lassen. Und doch ist da auch eine andere Seite – nämlich die der erneuten geschlechtlichen Aufladung der Kinderfürsorge. Dieser eigentümlichen Paradoxie soll im Folgenden nachgegangen werden.

1. Warum brauchen Kinder Männer?

So normal die Forderung nach männlichen Pädagogen für Kinder ist, so alltäglich sind auch die Begründungen dafür geworden. Argumentationsfiguren, die in psychoanalytisch inspirierten Diskursräumen der Entwicklungs- und Sozialisationstheorie entstanden, verbreiteten sich zügig in den massenmedialen Öffentlichkeiten und wurden zu populären Alltagstheorien.

1.1 Die ‚Ganzheitsfigur‘

Die Alltagstheorien kreisen zentral um die Idee, dass die kindliche Beziehungswelt, will sie entwicklungsförderlich sein, geschlechtlich *vollständig* sein muss. Dies ist sie erst, wenn nicht nur weibliche Beziehungsobjekte wie üblich, sondern eben auch männliche zur Verfügung stehen. Diese ‚binär-geschlechtliche *Ganzheitsfigur*‘ wird wissenschaftlich einsichtig einerseits durch die Schilderungen der schädlichen Folgen der fehlenden Männer für die kindliche Entwicklung und andererseits durch die Behauptungen der förderlichen Wirkungen zugewandter Männer gemacht.

Exemplarisch heißt es: „Entwicklungs- und Tiefenpsychologen haben vielfach die Bedeutung des Vaters und anderer männlicher Bezugspersonen für die Identitätsentwicklung von Jungen hervorgehoben“ (Rohrman 2006a: 119). Ausgeführt wird immer wieder, welche psychosozialen Störungen der Mangel an väterlich-männlichen Beziehungsobjekten erzeugt. Genannt werden vor allem Störungen im Bindungs-, Aggressions- und Gewaltverhalten, Beziehungs- und Konfliktunfähigkeit, ADS-Syndrom und schlechte Schulleistungen (vgl. Warum mehr Männer 2011). Forschungen aus pädagogischen Kindereinrichtungen stellen fest, dass sich fehlende männliche Pädagogen negativ auf das Bindungs- und Aggressionsverhalten der Jungen auswirken (vgl. Ahnert/Pinquant/Lamb 2006; Rabe-Kleeberg 2005).

Dieses wissenschaftliche Diskursmuster setzt sich in der medialen Popular-Debatte gleichförmig fort (z.B. FOCUS 2010), mehr noch: es ver-